



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Zur Frage der zweijährigen Dienstzeit.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Zur Frage der zweijährigen Dienstzeit.



eine unsrer vielumstrittenen Heeresseinrichtungen zählt wohl so viele Gegner als die dreijährige Dienstzeit. Zu ihnen gehört neben den wenigen, welche aufrichtig an die Möglichkeit einer allgemeinen Abrüstung glauben, und denjenigen, deren politischem Ideal unsre festgefügte Armee mit ihrem der Person des Kriegsherrn geleisteten Eide im Wege steht, die große Menge derer, denen jede Absicht, die Kriegstüchtigkeit der Armee zu schmälern, fernliegt, die aber gerade in der Verkürzung der Dienstzeit ein Mittel gefunden zu haben glauben, ohne eine solche Gefahr die von allen ersehnte Erleichterung der Heereslasten herbeizuführen.

Für die Agitation bietet sich hier das beste Feld der Thätigkeit. Nichts ist ja leichter, als einem Laienpublikum plausibel zu machen, daß der gemeine Infanterist keine drei Jahre zu seiner Ausbildung für den Krieg brauche: merkt man denn einen Unterschied zwischen den Mannschaften der verschiedenen Jahrgänge, wenn man einem Manöver oder einer Parade zusieht? Werden nicht auch jetzt schon eine Menge nach zwei Jahren entlassen? Werden nicht neuerdings die Ersatzreservisten in wenig Wochen ganz leidlich geschult? Da ist doch augenscheinlich nur eine etwas größere Anspannung des Ausbildungspersonals und vor allem der Wegfall alles „nicht auf den Krieg bezüglichen“ nötig. Hierzu wird dann das gesamte Exerziren im Tritt, der Garnisonwachdienst, manche Übungen im Turnen und Fechten, ja auch die Ausbildung im feinen Schießen gerechnet, denn „im Kriege wird ja doch nicht lange geübt.“

Giebt es denn aber überhaupt ein Laienpublikum im Lande der allgemeinen Wehrpflicht? Manche betrachten die Bezeichnung als Laien in militärischen Dingen fast wie eine Beleidigung, namentlich wenn sie selbst jener Pflicht genügt haben; während es ihnen garnicht einfällt, sich als Sachverständige in juristischen Dingen auszugeben, wenn sie auch noch so oft als Geschworene, Schöffen und Schiedsmänner fungirt haben. Geht doch eine kürzlich erschienene und — wenn man dem betreffenden Vermerk auf dem Titelblatt Glauben schenken darf — viel gelesene Broschüre (Die Vorrechte der Offiziere im Staate und in der Gesellschaft) soweit, die Kenntnis der ja „so durchaus einfachen“ militärischen Verhältnisse auch allen denen zuzuschreiben, die zwar nicht selbst gedient, aber doch — Verwandte in der Armee haben oder — gehabt haben! Allen Respekt vor solchen Kennern, die denn auch, derselben Broschüre zufolge, wenn sie nur allgemeine Bildung und gesunden Menschenverstand besitzen, ohne

weiteres zur Führung einer Kompagnie und eines Bataillons „im Frieden ausreichend und im Kriege sogar sehr gut“ befähigt sind! Solchen noch etwas von militärischen Dingen auseinanderzusetzen zu wollen, wäre geradezu vermessen. Die folgenden Zeilen sind daher auch nur für solche Nichtmilitärs bestimmt, die sich trotz alledem in militärischer Hinsicht als Laien oder Dilettanten fühlen.

Es liegt zunächst in der Forderung der zweijährigen Präsenzzeit und der Behauptung, daß die Armee dadurch keine Einbuße erleiden würde, weil ja an der Kriegsstärke sich nichts ändere, eine Überschätzung der Zahl auf Kosten der Güte der Truppen. Nicht die Übermacht hat uns gegen die Heere der französischen Republik den Sieg verschafft, auch nicht die bessere Bewaffnung — beides war auf Seiten der Gegner, und leicht kann es wieder so kommen —, sondern, neben der überlegenen Führung, die bessere Ausbildung unsrer Truppen.

Wieviel Zeit und Mühe es nun aber kostet, unserm Landmann oder Handwerker den geschickten Gebrauch aller seiner Gliedmaßen und diejenige zweckmäßige Verwendung seiner Kräfte zu lehren, welche allein zur dauernden Ertragung der Strapazen des Felddienstes befähigt, das vermag nur der Berufssoldat vermöge langjähriger Erfahrungen zu beurteilen. Ähnlich verhält es sich mit der Ausbildung im Schießen; daß aber nicht nur in der Theorie, sondern in Wirklichkeit auch heute noch gute Schützen den schlechten überlegen sind, selbst wenn die letztern die besten und am schnellsten feuernden Gewehre führen, das haben die Engländer den Boers gegenüber erfahren.

Eine gute, im Ernstfall nicht versagende Disziplin ferner läßt sich nur durch dauernde Gewöhnung an unbedingten Gehorsam, peinlichste Ordnung und Pünktlichkeit erzielen; hierzu sind aber nun einmal noch keine bessern Mittel erfunden als der sogenannte „Drill“ auf dem Exerzierplatze und der Wachdienst. Endlich genügt es nicht, die Leute dahin zu bringen, daß sie dem Kommando oder der Signalpfeife folgen, sondern ihr Verständnis für das Gefecht muß soweit gefördert werden, daß sie jeden Wink richtig verstehen und deuten, daß sie schließlich selbst ohne Führer — diese werden im letzten Moment oft genug fehlen — gewohnheitsmäßig, instinktiv dem einmal gegebenen Impulse in richtiger Weise folgen. Jeder einzelne soll dabei verstehen, das Terrain zur eignen Deckung gehörig auszunutzen, und außerdem müssen sich in jeder Kompagnie eine ganze Anzahl von Leuten finden, die zu Patrouillen- und Gruppenführern geeignet sind. In dieser Notwendigkeit, die Leute einerseits zur strengsten Disziplin, andererseits zu großer Selbstständigkeit zu erziehen, liegt augenscheinlich eine enorme Schwierigkeit.

Gerade an den Infanteristen werden heutzutage in beiden Beziehungen ungemein große Ansprüche gemacht: seine Disziplin wird auf die härtesten Proben gestellt, von seiner Findigkeit und Gewandtheit das höchste verlangt; es charakterisirt daher recht den Laienstandpunkt, wenn gerade für diese Waffe die kürzere Dienstzeit als besonders leicht einführbar bezeichnet wird.

Für die große Masse bleiben drei Jahre das knappste Maß, wenn obige Anforderungen erreicht und die erworbenen Eigenschaften und Fertigkeiten für die ganze Dauer des Reserve- und Landwehrverhältnisses nur einigermaßen vorhalten sollen. Einzelne befähigte und besonders eifrige Leute, die den Anforderungen rascher genügen, werden ja auch jetzt schon nach zwei Jahren beurlaubt, und die Aussicht auf diese Vergünstigung ist ein vortrefflicher Sporn zur Anstrengung aller Kräfte. Das Ausbildungspersonal ist schon jetzt fast überlastet — man denke nur an die nebenbei noch zu bewältigenden Übungen der Wehrmänner, Reservisten und Ersatzreservisten der verschiedenen Jahrgänge.

Was diese letztern betrifft, deren rasche Ausbildung oft als Beweismittel gegen die Notwendigkeit längerer Dienstzeit angeführt wird, so sind sie bekanntlich garnicht bestimmt, sogleich bei einer Mobilmachung ins Feld zu rücken, noch weniger kann man daran denken, aus lauter solchen Leuten brauchbare Truppenkörper zu bilden, sondern sie sollen zunächst nur in die Ersatzbataillone eingestellt, dort weiter ausgebildet und dann, auf die verschiedenen Kompagnien ihrer Regimente verteilt, als erster Ersatz für eingetretene Verluste ins Feld nachgesandt werden. Für diesen Zweck mag ihre flüchtige Ausbildung, in Ermangelung einer bessern, genügen; es hat sich jedoch längst herausgestellt, daß den häufig überraschend günstigen Erfolgen bei der ersten Übung die Leistungen bei den folgenden nicht entsprachen, da die Leute das meiste wieder verlernt hatten.

Die Frage der zweijährigen Dienstzeit hat aber noch eine ganz andre Seite, welche weniger mit der Ausbildung als mit der Organisation zusammenhängt. Hier liegt die Unzweckmäßigkeit derselben auch für den Laien auf der Hand, und infolge dessen wird man sie in Agitationschriften und Reden stets mit Stillschweigen übergangen finden. Sind nämlich nur zwei Jahrgänge der diensttauglichen Mannschaften im Frieden unter den Waffen, so ist natürlich die Friedenspräsenzstärke um etwa ein Drittel geringer als jetzt. Man hat also nur die Wahl, alle bestehenden Truppenkörper auf zwei Drittel ihrer jetzigen Stärke zu setzen oder ein Drittel dieser Truppenkörper selbst für den Frieden aufzulösen. Die erstere Maßregel würde die Truppenteile fast zu Kadres herabdrücken. Schon jetzt besteht ein großer Unterschied zwischen einer Friedenskompagnie von 134 und einer Kriegskompagnie von 250 Köpfen. Bei einer Stärke von nur 90 Mann, von denen noch dazu, nach Abrechnung der Unteroffiziere, die Hälfte Rekruten wären, hörte aber überhaupt die Möglichkeit einer kriegsgemäßen Ausführung von Felddienstübungen auf. Bei einer Mobilmachung würden alsdann die Reservisten nicht als eine hinzutretende Verstärkung zu betrachten sein, sondern die wenigen Stammmannschaften würden sich unter der Menge der Reservisten verlieren.

Für die Artillerie liegen die Verhältnisse ähnlich; am schlimmsten aber würde die Kavallerie betroffen werden, welche bei unsrer jetzigen Organisation

durch Auflösung der fünften Schwadronen wenige Tage nach Erlass der Mobilmachungsordre fähig ist, auszurücken. Für ihre Kriegsbereitschaft wäre jene Maßregel geradezu der Todesstoß. Durch Verwirklichung der zweiten der oben erwähnten Möglichkeiten andererseits würde unsere gesamte Mobilmachung, auf deren Schnelligkeit wir bekanntlich große Hoffnungen bauen, ungemein erschwert und verlangsamt werden. Etwa ein Drittel der Feldarmee erster Linie würde dabei aus Regimentern bestehen, die durchweg aus Reservisten zusammengesetzt wären. Mit einem Wort: Die Reorganisation von 1860 würde zum großen Teile rückgängig gemacht und annähernd wieder die Zustände herbeigeführt werden, deren Unhaltbarkeit die Mobilmachungen der fünfziger Jahre, wenn nicht aller Welt, so doch jedem einsichtigen Militär, deutlich gemacht haben, und aus denen uns der klare Blick und die feste Hand unsers jetzigen kaiserlichen Herrn noch zur rechten Zeit erlöst hat.



Die Sage vom ewigen Juden.



o nennt sich eine kürzlich erschienene Schrift von L. Neubaur, welche den interessanten Gegenstand gründlich und mit Einschluß der über denselben vorhandenen ältern und neuern Literatur behandelt. Die Sage ist bekanntlich viel und mehr als irgend eine andre von deutschen Dichtern bearbeitet worden. Wir erinnern an Schubarts wilde Rhapsodie, an Goethe, der sie in ein Epos umbilden wollte, es aber bei einem Fragmente ließ, an die Dichtungen Venaus, Mosens und Hamerlings, und an Klingemanns Trauerspiel „Ahasver,“ in welchem Ludwig Devrient mit Vorliebe die Titelrolle spielte. Desgleichen haben Literaturhistoriker die Legende bereits behandelt, u. a. Görres und in den letzten Jahren Helbig, doch kann man sagen, daß ihr Ursprung und ihre Fortbildung erst durch die Untersuchung Neubaur's vollkommen aufgeheilt worden sind, nur möchten wir den Resultaten desselben hinzufügen, daß auch der Elias der mittelalterlichen und der heutigen orthodoxen Juden und der arabische Chidr bei ihrer Entstehung mitgewirkt haben müssen.

Die Sage von dem fluchbeladenen und zu ewiger Wanderung verdamnten Juden Ahasver hat sich zunächst aus alten Traditionen gebildet, die sich um zwei Bibelstellen gruppirten. Die erste ist das Wort Christi Matth. 16, 28: „Wahrlich, ich sage euch, es stehen hier etliche, die werden den Tod nicht schmecken, bis daß sie des Menschen Sohn kommen sehen in sein Reich.“ Die andre,